

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **27 (1947-1948)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bei Beethoven Mangel an Zeit gewesen sein. Adrian Leverkühns Lehrer erklärte ihm und uns, daß es sich im Falle des Bonner Meisters um Absicht zweifellos gehandelt habe. Die Sonate nimmt nämlich in oder mit diesem Adagio molto semplice e cantabile Abschied, nicht nur die Beethovensche wohlgemerkt, sondern die Sonate überhaupt. Das Thema des auch Arietta genannten Satzes ist ein Abschiedsthema und klingt wie «Lebewohl». So lautete freilich schon, in paralleler Durtonart, der Anfang von «Les Adieux» (op. 81), aber dort gab es noch drei Sätze, und zwar im dritten ein «Wiedersehen», welches sich vivacissimamente abspielt. Anders am Ende der allerletzten Sonate. Hier wird der kleine Auftakt (das «Lebe-») vor seinem Fall auf den guten Taktteil («-Wohl») durch zwei chromatische Schritte oder Silben nach oben erweitert, so daß der endgültige Klang «ewig» sich zwischen das rührende Abschiedswort einschaltet. Wir deuten nur an und brechen hier ab, aus Furcht, die Begegnung zweier großer Künstler mit profanem Wort zu stören. Sicher ist, daß Stille im Saal herrschte, daß alle, auch die gemeinhin unmusikalisch genannten Zuhörer, tief berührt waren, da sie spürten, daß sie an einer einzigartigen Kundgebung abendländischer Kunst gleich einer auserwählten Schar teilnehmen durften.

Joachim Ernst.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Vergleichende Rechtslehre

Das Buch *Vergleichende Rechtslehre* von Adolf Schnitzer will als ein «kurzgefaßter Reiseführer durch das gewesene und bestehende Recht der ganzen Welt» aufgefaßt werden¹⁾. Sein Sinn ist aber nicht, von Vergangenen und Gegenwärtigen nur Kunde zu geben, sondern es will in die *Rechtsvergleichung* einführen. Unter diesem Gesichtspunkt bietet es in einem historischen Teil einen universalgeschichtlichen Überblick über die Entwicklung der verschiedenen Rechtskreise, wobei die Rechte der primitiven Völker, das Recht der antiken Kulturvölker, das kontinentaleuropäische Recht, der angloamerikanische Rechtskreis, die religiösen Rechte und das Recht der asiatischen Länder auseinandergelassen werden. Ihre Höhepunkte findet diese Darstellung dort, wo grundlegende Kontraste scharf herausgearbeitet werden. So ist es namentlich eindrucksvoll, wie das angloamerikanische Recht dem kontinentalen Recht gegenübergestellt wird und wie der Verfasser zeigt, daß sich «Fallrecht» und «Regelrecht» in neuester Zeit immer mehr annähern, sodaß wir es mit einer interessanten gegenseitigen Angleichung zwischen zwei Rechtskreisen zu tun haben. In einem systematischen Teil sodann werden die wichtigsten Institute des Privatrechts einer rechtsvergleichenden Betrachtung unterzogen. So ist das gesamte Material, mit dem es die Rechtsvergleichung zu tun hat, allerdings unter Beschränkung auf das Privatrecht, das eine Mal historisch geordnet, das andere Mal institutionell geordnet vorgeführt worden.

Es ist nicht erstaunlich, daß solche Gesamtschau stellenweise etwas allzu fragmentarisch ausfallen muß. Der Verfasser ist sich dessen auch bewußt. Er will Bekanntes zusammenfassen und zur Vertiefung durch speziellere Arbeiten anregen. Und für den Wissenschaftler liegt denn das Wertvollste an dem Buche auch in dem Teile, der den beiden Hauptteilen vorangestellt ist und in dem vom Wesen der Rechtsvergleichung, von ihrer Geschichte, von ihrer Abgrenzung gegenüber andern Wissenszweigen, von ihrem Gegenstande, ihrem Zweck und ihrer Methode die Rede ist. Rechtsvergleichung wird ja oft betrieben. Aber allzu oft fehlt es dabei an dem

¹⁾ Adolf Schnitzer: *Vergleichende Rechtslehre*. Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1945.

sichern Methodenbewußtsein. Der «Fehlerquellen» sind hier gar viele. Schnitzer zeigt sie auf, und er leitet mit großem Geschick zu fruchtbarer Arbeit an.

In besonders hohem Maße wird sich für so breit angelegte Rechtsvergleichung auch jener interessieren, der sich um die Frage nach dem «richtigen Recht» bemüht, denn zweifellos wird man auch bei diesem Problem zum Teil «induktiv» vorgehen müssen. Bei der rechtsphilosophischen Auswertung des Erarbeiteten ist jedoch Vorsicht geboten. Es ist an sich verständlich, daß die Rechtsvergleichung im Ganzen gesehen zu einer Negierung des Naturrechts führt und zur These gelangt, daß das jeweils richtige Recht nach Ort und Zeit verschieden ist. Der Historismus spornt nicht nur in besonderem Maße zur Rechtsvergleichung an, wie das vorliegende Buch übrigens sehr schön zeigt, er ist begreiflicherweise oft auch ihr rechtstheoretisches Ergebnis. Aus der Tatsache, daß das Recht nach Ort und Zeit verschieden ist, zu folgern, daß es keine Rechtsprinzipien gebe, die immer und überall «richtig» sind, oder gar zu folgern, daß eine sich gleich bleibende Idee des Rechts ein «Unsinn» ist, wie Post das tat, ist aber ein gar voreiliger und unkritischer Schluß. Einmal wäre schon rein «induktiv» festzustellen, daß es neben dem Veränderlichen auch Gleichbleibendes gibt; sodann kann alle inhaltliche Veränderlichkeit des Rechts der Annahme, daß die *Idee* des Rechts eine gleichbleibende ist, nichts antun; und schließlich unterliegt alles Gewesene und alles Geltende der *Kritik*, und wenn eine Frage, die sich jedem Gesetzgeber stellt, hundertmal verschieden beantwortet worden ist, dann besagt das noch keineswegs, daß nicht lediglich *eine* dieser Antworten die *absolut* richtige ist, weil sie die der gleichbleibenden Natur des Menschen angemessene ist. Mit all dem soll an dieser Stelle nur betont werden, daß ob aller Veränderlichkeit des Rechts die Frage nach dem Gleichbleibenden und dem unbedingten Gültigen nicht vernachlässigt werden darf. Die Rechtsvergleichung ist berufen, auch ihr zu dienen.

Hans Nef.

Warum lernen wir denn nicht aus der Geschichte?

Auf nicht ganz 100 Seiten schrieb der bekannte englische Militärkritiker *Liddel Hart* (Europa-Verlag, Zürich) eines seiner merkwürdigsten Bücher.

Es handelt sich um ein Bekenntnisbuch, das verdient, besonders in den Kreisen der schweizerischen Offiziere gelesen und diskutiert zu werden. Zwar fordert es gerade vom schweizerischen Standpunkt vielfach zur Kritik heraus, weil der Verfasser sogar noch während des Krieges (das Buch erschien in der englischen Originalausgabe im Jahr 1944) den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bekämpfte und von ihm eine Beeinträchtigung des Freiheitsempfindens, ja einen Schritt in der Richtung zum totalitären Staat befürchtet. Man wird aber mit Hart nicht rechten dürfen, da er aus der typisch englischen Gedankenwelt und Tradition heraus einen uns fremdartigen Freiheitsbegriff entwickelt. Er entpuppt sich in dieser philosophischen Schrift erneut als äußerst kritischer Geist, der auch die Fehler der eigenen Nation vor Ausbruch des neuen Weltkrieges ohne Retouche herausarbeitet. Das Buch ist vor allem ein Beitrag zum Kapitel «*Persönlichkeitswerte im militärischen Leben*» und mündet in ein leidenschaftliches Bekenntnis zur individuellen Freiheit aus. Es ist interessant, daß der Verfasser mit dieser Begründung für eine Berufsarmee eintritt, weil die Volksarmee zu sehr die Gefahr der Vergewaltigung des Einzelnen heraufbeschwöre. Für unsere eigene Heeresreform kann allerdings eine unserer Tradition, unseren Erfahrungen und Bedürfnissen so fremde Gedankenwelt nicht maßgebend sein. Dies auch dann nicht, wenn als richtig anerkannt wird, daß die Entwicklung der Kriegführung immer mehr in qualitativer Richtung drängt und in einer modernen Armee Geschicklichkeit und Enthusiasmus für eine wirksame Bedienung der neuen Waffen wichtiger geworden sind als die Aufstellung möglichst großer Heere.

Es geht wohl zu weit, aus diesem Sachverhalt zu folgern, die allgemeine Wehrpflicht passe nicht mehr zu den Bedingungen der modernen Kriegführung — deren spezialisierter technischer Ausrüstung, beweglichen Operationen und flüssigen Situationen. Denn persönliches Verantwortungsgefühl und Initiative sind auch in einem Milizheer möglich, besonders dann, wenn durch eine entsprechende militärische Erziehung und Ausbildung, sowie durch die staatspolitische Schulung der Bürger ein solides Fundament für die Wehrgesinnung und Wehrfreudigkeit errichtet wird.

Liddel Hart ist ein fanatischer Kämpfer für die Wahrheit. Er verurteilt als unwissenschaftlich, wer «eine Idee nicht nach ihrem eigenen Werte beurteilt, sondern mit Bezug auf ihren Urheber; wenn er sie als «Ketzerie» kritisiert; wenn er argumentiert, eine Autorität müsse recht haben, weil es eine Autorität sei». Oder wenn er über «Geblendete Autorität» schreibt:

«Wir alle begehren Torheiten — aber die Klügeren unter uns erkennen, was sie tun. Der gefährlichste Irrtum ist es, unsere eigene Tendenz zum Irrtum zu verkennen. Dieser Fehler ist ein allgemein verbreitetes Gebrechen der Autorität».

Das Buch hat auch einen tiefen politischen Überzeugungsgehalt, so wenn von der Natur der Regierung gesagt wird: «Gegen die Regierung» zu sein, mag eine philosophischere Einstellung sein, als es den Anschein hat. Denn die Neigung aller «Regierungen» ist es, die Normen des Anstands und der Wahrheit zu verletzen — dies liegt tief in ihrer Natur und ist in ihrer Praxis kaum vermeidbar. Die Regierung ist ein notwendiges Übel und erfordert ständige Wachsamkeit und Kontrolle. Despotie bedeutet meistens den Triumph der Dummheit. Und von den zwei Übeln ist das erste das kleinere».

Das schmale Buch von Hart ist die Frucht tiefen Nachdenkens und einer vorurteilslosen Beschäftigung mit Politik, Militär und Geschichte. Seine Lektüre bereitet auch da, wo es unseren Widerspruch herausfordert und wo wir ihm als Schweizer nicht zustimmen können, Genuß. Man muß es lesen und sich mit ihm auseinandersetzen. Es sei besonders auch allen jenen empfohlen, denen die geistige Armee reform ein Herzensanliegen ist.

Fritz Wanner.

Die Memoiren des Marschalls Badoglio

Bei *Mondadori* in *Mailand* ist das mit Spannung erwartete Buch des Marschalls *Pietro Badoglio* «*Italien im zweiten Weltkrieg*» erschienen. — Ungeachtet des Titels gehört das Werk in die Kategorie der persönlichen Memoiren. Der polemische Ton weist eindeutig auf die defensive Haltung des Verfassers gegenüber der öffentlichen Meinung Italiens und des Auslandes hin. — Der Stil ist schlicht, typisch militärisch. In einem ersten Kapitel des 300 Seiten starken Buches, das in keiner Beziehung zum übrigen Inhalt steht, wird das abessinische Unternehmen verteidigt, das albanische verurteilt. Im übrigen gliedert sich das Buch in zwei Teile: 1939 bis Waffenstillstand und Waffenstillstand bis zur Befreiung Roms. — Das Buch hat in Italien geringen Widerhall gefunden und scheint auch die wenigen Anhänger Badoglios nicht befriedigt zu haben, welche eine energischere Verteidigung erwartet hatten. Es fehlt ihm nicht nur jeglicher historische Sinn, es besitzt nicht einmal jene organische Gliederung, die ein Memoirenwerk auszeichnen sollte. Es ist ein Verteidigungsmemorial, aber auch als solches hätte es wesentlich geschickter abgefaßt werden können.

Bei der Lektüre des Buches werden einem einige der wesentlichsten Momente der italienischen Tragödie gegenwärtig. Es wird von den Vorbereitungen zum Krieg und von der Kriegführung gesprochen, wobei nur die persönliche Verantwortlichkeit Mussolinis hervorgehoben wird. Es folgen der Staatsstreich vom 25. Juli 1943, das erste Kabinett Badoglio, das die Waffenstillstandsverhandlungen einleitete und zu Ende führte, der Waffenstillstand, die Reaktion der Deutschen und die Aufgabe Roms durch den König und Badoglio, die Geschichte des zweiten und dritten Kabinetts Badoglio, unter der Aegide der Alliierten, bis zur Befreiung Roms im Juni 1944 und zum Staatsstreich des nationalen Befreiungskomitees. Dieser führte den endgültigen Sturz Badoglios und die Bildung des ersten Kabinetts Bonomi, auf der Grundlage eines Verfassungskompromisses, herbei.

Die Ereignisse sind nach persönlichen Gesichtspunkten ausgewählt, selbst die wichtigsten werden nur allgemein und oberflächlich behandelt. Der Autor erwähnt nur dann Einzelheiten, wenn er selbst die Hauptrolle spielte, wobei er sich in unbedeutende Details verliert. Fünf Sechstel des Buches beziehen sich auf die zehn Regierungsmonate Badoglios, ein Beweis für das Ziel des Werkes und dessen ungerechtfertigten Titel. Auswahl und Behandlung der Themata kennzeichnen den defensiven Charakter des Buches in so aufdringlicher Weise, daß gelegentlich das Gegenteil der angestrebten Wirkung erzielt wird. Ein gemäßigerer Ausdruck und eine größere Bescheidenheit im Gebrauch der ersten Person hätten den Erfolg des Werkes

weit eher gefördert. Der polemische Geist tritt einem überall entgegen und artet oft in Ausdrücke niedriger Parteilichkeit aus. Auf vier Zielscheiben verschießt der Verfasser die Pfeile seiner Kritik: Mussolini, die Deutschen, die Exponenten der italienischen Demokratie, die Alliierten. Zwei Dinge bemüht er sich auf Schritt und Tritt zu verteidigen: sich selbst und die Monarchie. Umsonst sucht der Leser in diesem Buche Äußerungen, die ein Licht auf die Ereignisse des Waffenstillstandes werfen könnten. Badoglio berichtet Punkt für Punkt über die in ihren Hauptzügen allgemein bekannten Waffenstillstandsverhandlungen, um dann die Alliierten der Illoyalität zu zeihen. Es gelingt ihm nicht, die Dinge von höherer Warte aus zu betrachten und von seiner eigenen Person abzusehen. Daß die Alliierten Fehler begingen, ist wahrscheinlich, und die Geschichte wird es an den Tag bringen. Doch der objektive Leser erwartet, Badoglio sei sich der Tatsache bewußt, daß die Alliierten einen harten Weltkrieg durchzufechten hatten und der italienische Waffenstillstand und Badoglio nicht ihre einzige Sorge sein konnten. Die Alliierten werden häufig wegen der scharfen Kontrolle kritisiert, die sie auf die Regierung Badoglio ausübten und wegen der beschränkten Autonomie, die sie ihm persönlich und dem König zugestanden. Man kann ihnen aber nicht vorwerfen, die Regierung von Bari nicht vom ersten Augenblick an als unabhängige Regierung einer befreundeten Nation behandelt zu haben und innenpolitisch nicht als Regierung, die fähig gewesen wäre, ihr Land in seinem Streben nach einer demokratischen Wiedergeburt zu vertreten.

Auch die Behandlung der überaus wichtigen Frage des Verlassens Roms befriedigt keineswegs. Badoglio zählt die Gründe praktischer Art auf, weshalb er die Massenflucht der führenden Schichten der Nation als notwendig erachtete und erklärt, er übernehme die volle Verantwortung für die Flucht des Königs und des Hofes. Doch widmet er dieser Frage nur *eine* Seite des Buches, die zu drei Vierteln mit Fragen praktischer und technischer Art ausgefüllt ist. Im Hinblick auf die Verachtung, welche die öffentliche Meinung Italiens über der Flucht des Königs entgegenbrachte, hätte die Rechtfertigung Badoglios glaubhafter sein müssen und die psychologischen Aspekte dieses wichtigen Ereignisses berücksichtigen sollen. Man kann den objektiven Leser nicht mit zehn oder zwölf Zeilen abspesen.

Hinsichtlich der ausgesprochen politischen Seite bleibt das Buch stumm und dabei waren die gegen Badoglio formulierten Anschuldigungen in erster Linie politischer Natur. Er verteidigt sich nicht nur nicht, sondern bestätigt Schritt auf Tritt, wie sehr das Mißtrauen der antifaschistischen Kreise der Linken und Rechten gegen ihn gerechtfertigt war. Von seinem ersten Kabinett an waren die italienischen Demokraten Gegner des Marschalls und nur widerwillig entschlossen sie sich, aus militärpolitischen und internationalen Erwägungen, in seinem dritten Kabinett mitzuarbeiten. Der italienische Antifaschismus betrachtete Badoglio als einen der Hauptmitarbeiter Mussolinis (in seinen Taten war er es, wenn auch nicht immer in seinen Absichten; Taten zählen aber mehr als Absichten). Man sah in ihm einen Mann, welcher der Monarchie mehr diente als der Sache der Freiheit, einen Mann, der nicht fest an die Souveränität des Volkes und an die demokratischen Institutionen glaubte und dessen höchstes politisches Ziel schlußendlich nur eine Art von Diktatur sein konnte, im Dienste einer dem Namen nach konstitutionellen, dem Wesen nach aber halbautokratischen Monarchie. Aus diesem Grunde hielten es die italienischen Demokraten für gefährlich, Badoglio unter die Kräfte der Wiedergeburt einzureihen und dies im heikelsten Augenblick der Entstehung der Demokratie. Sie konnten ihm auch nicht die politischen und moralischen Eigenschaften zuerkennen, die ihn berechtigt hätten, im Namen des neuen Italiens zu sprechen und sich als Haupt der demokratischen Wiedergeburt zu betrachten. In diesem Punkte waren sich alle italienischen Demokraten immer einig. Nicht einmal die liberale und konservative Rechte entschloß sich je, den Marschall eindeutig zu unterstützen.

Auf dem Gebiet der Demokratie, auf dem sich eine Verteidigung aufdrängte, bezieht Badoglio keine Stellung. Er verrät sich jedoch im entgegengesetzten Sinn. Ist dies nun politische Grundsatztreue oder Empfindungslosigkeit? Das ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich spielt beides mit. Betrachten wir zwei Beispiele: Im Januar 1944 fand der Kongreß von Bari statt, an dem alle italienischen politischen Parteien und einige der bekanntesten Persönlichkeiten des Antifaschismus teilnahmen. Es war der erste demokratische Kongreß nach der faschistischen Tyrannei. Badoglio widmet ihm ganze sieben Zeilen und sagt: «Der Kongreß fand am

28. und 29. Januar im Theater statt». Er zählt sodann die vertretenen Parteien auf und fügt bei: «Zahlreiche Reden wurden gehalten. Die angeregten Diskussionen waren nicht immer schlüssig. Schmähungen aller Art wurden gegen den König, den Kronprinzen und die Regierung geschleudert, wonach ein jeder, in bester Ordnung, nach Hause ging». Das 17. Kapitel beginnt folgendermaßen: *Da die Schaffung einer demokratischen Regierung, unter Mitwirkung aller Parteien, die Grundlage jedes Begehrens der Alliierten bildete, entschloß ich mich zu einem erneuten Schritt bei den hauptsächlichsten Exponenten der Parteien, um mit ihnen die Mitwirkungsmöglichkeiten an der Regierung zu prüfen*».

Gegen Schluß des Buches finden sich Ausdrücke, welche die Parteilichkeit und den Ehrgeiz des Marschalls deutlich erkennen lassen. Er beschreibt den Augenblick nach der Befreiung Roms, da das Befreiungskomitee ihm seine einstimmige Ablehnung einer neuen Regierung Badoglios mitteilte. Dies war der letzte Akt seiner politischen Laufbahn und seine Worte lauteten: «Da stand ich auf, drückte Togliatti die Hand und sagte ihm: Ich muß Ihnen und den Parteileitern dafür danken, mir so klar Ihre Entschlüsse mitgeteilt zu haben. Ich habe dem Lande gegeben usw. Den erfahrenen Händen meines Freundes Bonomi überlasse ich gerne die Führung usw. Eine Erklärung sei mir gestattet. Sie sind um diesen Tisch im befreiten Rom nicht versammelt, weil Sie, die Sie sich in Klöstern versteckt hielten, handeln konnten; wer bisher unter schwerster Verantwortlichkeit gearbeitet hat, ist jener Militär, der, wie Ruini sagt, keiner Partei angehört». Diese gegen die Häupter der demokratischen Verschwörung ausgesprochenen Worte waren zu niederträchtig, um eine Antwort zu verdienen!

Wer waren denn die «in den Klöstern versteckten» Männer, zu denen Badoglio sprach? Es waren die Exponenten des zentralen Befreiungskomitees, das in der Hauptstadt, während der deutschen Besetzung, unter den Augen der Gestapo, gewirkt hatte. Es waren zwölf der größten politischen Persönlichkeiten Italiens, welche den Schlägen der Gestapo am meisten ausgesetzt gewesen waren. Unter ihnen Bonomi, De Gasperi, Nenni, La Malfa, Buoizzi. Buoizzi wurde am letzten Tage der Besetzung durch Genickschuß hingerichtet. Amendola reiste am gleichen Tage nach Norden, um dort den Kampf fortzusetzen. Drei dieser Männer schmachteten lange Jahre im Kerker und zwei waren verbannt gewesen. Fenoaltea, damals Sekretär des Komitees, heute Botschafter in China, war für das Funktionieren des Komitees verantwortlich und wird sich erinnern — auch wenn es Badoglio ignoriert — was es bedeutete, ein geheimes nationales Komitee unter den Augen der Gestapo zu bilden. Es waren die Männer, die es vorgezogen hatten, jeder Gefahr zu trotzen — Buoizzi ließ dabei sein Leben —, nur um in Rom zu bleiben. Doch das kann Badoglio nicht verstehen. Es liegt in seinem Interesse, diesen Geist zu leugnen, denn nur so kann er seine Flucht rechtfertigen.

Ein Mann, der sich würdig hält, daß seine Memoiren gelesen werden, kann nicht mit Ausdrücken solch niederen Grolls schließen. Je nach der Art, wie die Menschen zu verlieren wissen, mißt man ihre Würde und Größe. Je nach der Art, wie sie die Macht aus den Händen geben, mißt man ihren Bürgersinn und ihren demokratischen Geist. Wenn man diesem Buch einen politischen und historischen Wert beimessen will, so nur den einer posthumen und endgültigen Bestätigung, wie sehr die junge italienische Demokratie recht hatte, Badoglio zurückzuweisen und seinen Rücktritt zu fordern.

J. E., Rom.

Schriften zum deutschen Problem

Daß Europa nicht leben kann, wenn seine Mitte zu einer Wüste des Elends und der Rechtlosigkeit herabsinkt, darin sind sich alle Einsichtigen einig. Doch die konkrete Antwort auf die Frage nach den Mitteln zur Heilung wird erst im praktischen Anfassern der Aufgabe selbst erarbeitet werden können. Solange die Abschließung Deutschlands und die Lähmung jedes Aufbauwillens andauert, muß es bei der gedanklichen Vorbereitung bleiben. Dieser sind zwei Aufgaben gestellt: 1. Wegräumen des Urwaldes von Vorurteilen, Schlagworten, Fehlschlüssen, Blindheit, die jede Aussicht auf eine Besserung verhüllen. 2. Das Aufweisen von gangbaren Wegen in die Zukunft.

Eines der besten Bücher, die sich diese doppelte Aufgabe stellen, ist *Irrweg und Umkehr* von Constantin Silens¹⁾. Es ist ein in seiner Klarheit, Ruhe, Ehrlichkeit tief sympathisches Buch, von der ersten bis zur letzten Seite erfüllt von dem «Mut zur Wahrheit», dem das erste Kapitel gewidmet ist. Der 1. Teil, *Irrweg*, dient der Klärung der Begriffe. In einem geschichtlichen Überblick von der Zeit Luthers bis zur Gegenwart scheidet Silens die mannigfaltigen Faktoren innerhalb und außerhalb Deutschlands, die die Welt in die heutige Lage gebracht haben. Eine solche Scheidung ist unerlässlich als Vorbedingung für einen wirklichen Friedensschluß unter den Völkern. Denn jedes Denken in Vereinfachungen und Schlagworten ist zum vornherein falsch, und «aus einem unklaren oder falschen Bild der Wirklichkeit können nur falsche Entschlüsse kommen» (S. 109). Der Friede ist in erster Linie ein geistiges Problem. — Im zweiten Teil, *Umkehr*, untersucht der Verfasser die Kräfte und Möglichkeiten, die Deutschland bleiben, und die Hoffnungen, zu denen sie vielleicht noch berechtigten. In der völligen Zerstörung der äußeren Tradition sieht Silens wenigstens eine Chance: die Möglichkeit, von einer menschlichen Grundlage aus neu zu beginnen. Die Zerstörung der Städte könnte z. B. zum Anfang einer gründlichen Entmassung des deutschen Volkes werden. Diese wäre eine günstige Voraussetzung einer wahren, nicht nur formalistischen Demokratie. Der schlimmste Feind einer wahren Demokratie aber ist das einseitige Staatsdenken, wie es heute die Welt beherrscht, d. h. der Aberglaube, daß Staatsgrenzen zugleich Grenzen für Ideen und Waren sein müßten. Die Zonengrenzen haben ja den Wahnsinn dieses Denkens zur Genüge offenbart. «Nur die scharfe Trennung des Staatlichen von den Lebensgebieten der Wirtschaft und der Kultur machen, ebenso wie die innere Demokratie, so auch einen deutschen Föderalismus erst lebensfähig» (S. 272). Das Verschwinden des Reiches als Machtstaat könnte es neu entstehenden deutschen Staaten erleichtern, sich auf die wahre Staatsaufgabe zu beschränken: Hüter des Rechts zu sein. — Ein Buch über Deutschlands Zukunft steht heute in Gefahr, rein utopischen Charakter anzunehmen. Silens verfällt dieser Gefahr nicht. Wenn er zeigt, wie die Deutschen ihre Aufgaben in einer auch für Europa fruchtbaren Weise anpacken können, so verhehlt er sich doch nicht die schier unermesslichen Schwierigkeiten, die sich von außen und innen den guten Kräften entgegen stemmen. Doch im klaren Bewußtsein, daß der völlige Untergang durchaus im Bereiche des Möglichen liegt, weigert er sich, die Lage als aussichtslos anzusehen, denn «solange wir leben, ist uns aufgegeben, an eine Zukunft zu glauben» (S. 232).

Einen anderen Aspekt der deutschen Frage behandelt Eugen Gürster. In seinem Buche *Volk im Dunkel* rückt er dem Problem der Reeducation auf den Leib, indem er es als eine Teilerscheinung der gesamt-menschheitlichen Krise behandelt²⁾. Der Anspruch der Sieger, als Richter und Erzieher aufzutreten, berechtigt zu der Frage, ob sie denn das besitzen, was sie zu vertreten behaupten: allgemeingültige Ideen von Recht und Wahrheit. Denn «keine Schuld ist begründbar ohne den Glauben an ein Gesetz, das mächtiger und allgemeingültiger wäre als alle Politik». Die Entwicklung der letzten Jahre gibt uns — vorsichtig ausgedrückt — noch keinen Anlaß, diese Frage zu bejahen. Die Krise besteht ja gerade in der Schwindsucht, von der bei allen Völkern die traditionellen ethischen und religiösen Werte befallen sind. Indem der Materialismus des letzten Jahrhunderts den Weltprozeß selbst als die einzige Wirklichkeit bestehen läßt, hat er auch dem persönlichen Gewissen seinen Halt geraubt. Woran soll es noch appellieren, wenn zwischen Ideal und Wirklichkeit kein Unterschied mehr besteht, wenn die natürliche Entwicklung selbst als einzige Realität das Gute enthält, oder gar jenseits von Gut und Böse steht? Die Welt ist demjenigen ausgeliefert, auch moralisch, der sie zu beherrschen versteht. So wird der Politiker des 20. Jahrhunderts zum Vollstrecker der Weltanschauung des 19. Da der Mensch die absolute Leere nicht zu ertragen vermag, folgt er demjenigen, der in einer Welt der Relativität noch den Mut findet, unbedingt gültige Befehle zu erteilen. Das Provisorium wird beendet durch einen Glaubensakt, der in der entgöttlichten Welt nur noch ein politischer sein kann. Gürster dringt hier in Tiefen vor, in denen selbst die scheußlichste Form moderner Entartung, der systematische und wissenschaftlich

1) Constantin Silens: *Irrweg und Umkehr*. Betrachtungen über das Schicksal Deutschlands. Birkhäuser, Basel 1946.

2) Eugen Gürster: *Volk im Dunkel*. Vita Nova Verlag, Luzern 1946.

betätigte Trieb zur Vernichtung und Grausamkeit etwas von seiner Unfaßbarkeit zu verlieren scheint. Das satanisch Böse ist «so etwas wie die Verzweiflung darüber, dem Leben einen Sinn zu geben. Man zerstört, was man nicht mehr durchschauen kann» (S. 100). Die systematische Vernichtung des Lebens wird zu einer religiösen Handlung des Menschen, der dem absoluten Nichts verfallen ist. «Das christliche Gefühl sollte so ungeheuer beleidigt werden, daß es durch moralische Wiederbelebungsversuche nicht mehr gerettet werden konnte» (S. 106). «In dem Entsetzen über den Nazismus ... schwingt etwas von der Empörung mit, daß das Bild der Menschheit, der wir zugehören, von nun an verhäßlicht ist» (S. 17). Die Schrift Gürsters hat einen pessimistischen Ton, wie das nicht anders sein kann, sobald die Probleme auf den Grund durchdacht werden. Es ist klar, daß eine Aufgabe, wie sie sich aus der geschilderten Geistesverfassung ergibt, nie im Bereich politischer Programme gelöst werden kann. Deutschland ist einer Krankheit erlegen, deren Gift durch die Adern aller Völker fließt. Eine Erziehungsarbeit an Deutschland müßte, wie jede echte Erziehung, in erster Linie Selbsterziehung sein.

Keine Äußerung über das Deutschlandproblem konnte mit größerer Spannung erwartet werden als die des umfassendsten Europäers der lebenden Generationen, *Benedetto Croce*. Die geistige Weite seines Blickes erhellt schon aus der Tatsache, daß in seiner Schrift *Europa und Deutschland* sich die Darstellung seines persönlichen Verhältnisses zu Deutschland wie von selbst zu einer Analyse des Verhältnisses von Deutschland zur Welt ausweitete³⁾. Die Schrift bestätigt das in ihr zitierte Urteil einer Emigrantin: «die Italiener sind menschlich». Die menschliche Haltung gegenüber dem Besiegten, die der Italiener vom einfachen Mann bis zum Minister hinauf bewahrt, erhebt Croce zu philosophischer Grundsätzlichkeit. Diese Menschlichkeit fließt aus dem Bewußtsein der Pflicht gegenüber dem Geiste und der ganzen Menschheit, über die die begrenzten Pflichten — auch die gegenüber der eigenen Nation — nie die Herrschaft erlangen dürfen (S. Kap. IV). Zu den erschreckendsten Erscheinungen der letzten Jahre gehört ja gerade die bedenkenlose Verleugnung der höchsten Pflicht gegenüber den geringeren, die der Staat auferlegt und der Krieg mit sich bringt. Dasselbe Verantwortungsgefühl gegenüber dem Ganzen, das Croce veranlaßt, den Nationalsozialismus und die Verherrlichung des Krieges zu verurteilen, hindert ihn, Deutschland nach einem kollektivistischen Schema zu beurteilen. «Aber in unseren Herzen lebt das Deutschland der Dichter und Denker fort: ... Wir lieben es nicht nur in seinem großen Zeitalter ..., sondern auch in alledem, was noch heute davon weiterlebt und in so manchen Deutschen aufleuchtet, die unter widrigen Umständen mit uns zusammen die Auffassungen und Ideale jener Epoche pflegen und mit ihrer ganzen Kraft sie der Zukunft weitergeben wollen.» Ein solcher Ausspruch erhält um so mehr Gewicht, als er niedergeschrieben ist unter dem Eindruck der Verwüstung Italiens 1943.

Wolfgang von Wartburg.

Soeren Kierkegaard

Der dänische Denker *Kierkegaard* (1813—1855) wurde vom Norden aus allmählich auch in Deutschland und in der Schweiz bekannt. *Nigg* schreibt von einer «Kierkegaard-Renaissance» zwischen den beiden Weltkriegen, und vermutlich ist der Ertrag dieses Lebens noch bei weitem nicht ausgeschöpft^{*)}.

Das äußere Leben Kierkegaards verlief eigenartig. Der Vater, der sich zum wohlhabenden Kaufmann aufschwang, war schwermütig und vermochte nicht, in das Leben des Sohnes Sonne strahlen zu lassen. Der Mutter war es, trotz ihrer Tüchtigkeit, nicht gegeben, auf Soeren einen entscheidenden Einfluß auszuüben. In der Schul- und Studienzeit fehlte ein Lehrer von durchschlagender Wirkung; der bedeutendste Lehrer des jungen Forschers wurde — Sokrates, aber nicht der Logiker, sondern der Ironiker. Obwohl sich Kierkegaard den theologischen Prüfungen unterzog, nahm er doch kein Amt an. Ebenso blieb er Junggeselle, indem er unter hef-

³⁾ Benedetto Croce: *Europa und Deutschland*. Bekenntnis und Betrachtungen. Francke, Bern 1946.

^{*)} Walter Nigg: *Soeren Kierkegaard*. 1813—1855. Haupt, Bern. Vergl. Aufsatz *Soeren Kierkegaard* von Prof. Dr. Walter Schubart. Schweizer Monatshefte, April 1941, S. 20/27.

tigem Protest der Braut eine Verlobung auflöste. Der vielseitig Begabte hatte ästhetische, hauptsächlich musikalische Interessen, namentlich tat es ihm Mozart mit seinem Don Juan an. Die Früchte seiner unermüdlichen Denkarbeit legte er in zahlreichen Schriften nieder; jahrelang veröffentlichte er seine Werke unter Pseudonymen. Mit Recht hebt Nigg den dichterischen Einschlag seiner Schriftstellerei hervor, wie er denn auch die Sprache glänzend beherrscht haben muß. Obwohl er der Theologie und der Kirche je länger desto kritischer gegenüberstand, kam er von theologischen und kirchlichen Problemen keineswegs los, ja Nigg wird mit der Bemerkung recht haben, Kierkegaard habe es darauf angelegt, gerade mit seiner Kritik die Menschen der Wahrheit näher zu bringen. Emil Brunner schreibt in seiner Dogmatik: «Es war eine Übertreibung, die sich im Anfang der von Kierkegaard herkommenden theologischen Erneuerung verhängnisvoll auswirkte, als der große dänische Denker behauptete, zum Christwerden, zur Begründung des christlichen Glaubens bedürfe es nicht mehr «Erzählung» oder Bericht, als daß Gott Mensch wurde» (S. 41). Aber er fügt später hinzu: «In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstand der christlichen Lehre in Soeren Kierkegaard einer der mächtigsten Vorkämpfer, der um so unverdächtiger als Zeuge hervortreten konnte, als er gleichzeitig das empirische Christentum seiner Tage schonungslos zur Rechenschaft zog. Der größte Teil seiner Schriftstellerei ist aber nicht «Angriff auf das Christentum», sondern im Gegenteil ein einziger, kunstvoll aufgebauter Angriff auf die dem christlichen Glauben entgegenstehenden Ideologien seiner Zeit, namentlich auf den romantischen Idealismus Hegels, den Ästhetizismus, die selbstgenügsame bürgerliche Moral und den Geist der Masse. Kein anderer Denker hat je mit solcher Klarheit und Intensität den Gegensatz zwischen dem christlichen Glauben und allen «immanenten» Denkmöglichkeiten herausgearbeitet wie er. Kierkegaard ist der unvergleichlich größte Apologet oder Eristiker des christlichen Glaubens auf protestantischem Boden. Die Auswertung seiner Pionierarbeit liegt noch als kaum in Angriff genommene Aufgabe vor uns» (S. 108).

Die Person Jesu mußte einen solchen Mann unentrinnbar in ihren Bann ziehen. Er fordert, sich Jesus so gegenüberzustellen, wie wenn die ganze Zeit zwischen seinem Erdenleben und der Gegenwart nicht gewesen wäre. «Es gilt weder mehr noch weniger, als eine Revision des Christentums, es gilt die 1800 Jahre wegzuschaffen, als hätte es sie gar nicht gegeben». Obwohl der Mystik erschlossen, bekämpfte er alles, was nach Tändelei mit dem Jesuskindlein aussah. In seinem Geist schaute er die Mißachtung Jesu in den Augen der Menschen, schaute ihn in seiner Niedrigkeit und Armut, in dem Ärgernis, das er ihnen darbot. Er verlangte auch Bereitschaft zum Heroismus von dem, der Christ sein wollte.

In heißem Ringen suchte er, über seine Lebensaufgabe klar zu werden. Sollte er der Auserwählte sein, der Märtyrerprophet, dem Gott den Auftrag gegeben habe, die nach seiner Ansicht verfahrenere Situation zu wenden? Nein, er erkannte, daß er zu diesem Auserwählten nur stehe, wie Johannes der Täufer zum Messias, als der Verkündiger und Bußprediger. Das schien ihm schließlich seine Sendung zu sein, und so konnte er sanft einschlafen mit der Genugtuung, daß er sein Lebenswerk getan habe.

Die letzten Lebensjahre Kierkegaards wurden zum großen Teil ausgefüllt mit dem Kampf gegen den dänischen Bischof und Professor Martensen, gegen die Zeitströmungen in Kirche und Staat, die ihm Vorboten des nahen Unterganges zu sein schienen. Im Jahr 1855 erlitt Kierkegaard auf der Straße einen Zusammenbruch, dem wenige Tage darauf der Tod folgte. Fünf Jahre später schrieb ein norwegischer Schriftsteller von dem Todestag: «An jenem Novembertag ging durch den ganzen Norden ein Beben».

Mit großer Belesenheit und Wärme, doch nicht ohne Kritik führt Nigg dem Leser diese Gestalt vor, so daß man nicht achtlos an ihr vorübergehen kann. Bei weniger Polemik — nicht gegen Kierkegaard, wohl aber gegen gewisse Zeitströmungen, namentlich innerhalb der Theologie — würde die lehrreiche Schrift noch eindrücklicher sein.

Arnold Zimmermann.

Neue Wölfflin-Ausgaben

Kürzlich sind *Heinrich Wölfflins* († 19. Juli 1945) «*Gedanken zur Kunstgeschichte*», die ich im Dezemberheft 1941 dieser Zeitschrift angezeigt habe, in einer neuen Auflage erschienen¹⁾. Es ist mir ein Bedürfnis, neuerdings auf dieses Werk hinzuweisen, weil hier Wölfflin vor allem auf die Welt des Klassischen, die er uns so nahe gebracht hat, nochmals in eingehender Weise zu sprechen kommt, um da und dort Mißverständnisse zu klären, dies und jenes zu ergänzen oder näher auszuführen. Aber mit dem gleichen Gewinn wird man in unserer immer noch so gerne nationalistisch sich gebardenden Zeit die Ausführungen über nationale Charaktermerkmale in der Kunst nachlesen, denn hier wird mit wahrhaft Wölfflin-scher Klarheit festgestellt, wo man mit Berechtigung von solchen Merkmalen sprechen darf und wo nicht.

Ganz andersartig ist das unter dem bescheidenen Titel «*Kleine Schriften*» erschienene Buch, in dem *Joseph Gantner* aus dem Nachlaß *Heinrich Wölfflins* eine ganze Reihe sehr wertvoller Aufsätze gesammelt, gesichtet und veröffentlicht hat²⁾. «*Andersartig*» sage ich, denn hier tritt Wölfflin, der seine wissenschaftliche Arbeit zeitlebens immer auf einige wenige Epochen, wie Renaissance und Barock, konzentriert hatte, gleichsam aus seiner begrenzten eigenen Welt heraus; er spricht über verschiedene Gebiete, von denen wir bisher meinten, daß sie ihm mehr oder weniger fern liegen müßten. Aber die anfängliche *Verwunderung* wandelt sich sehr bald zu *Bewunderung* und *Staunen*, und wir erkennen, daß dieser wirklich umfassende Geist uns über die verschiedensten Dinge immer wieder etwas Neues und Zutreffendes zu sagen hat. So äußert sich Wölfflin in diesem Buch über verschiedene moderne Künstler wie die ihm sehr nahestehenden Marées und Hildebrand, sodann über Böcklin, Max Liebermann und Hodler, ja sogar über die Aufstellung vom Tell-Denkmal in Altdorf; sodann finden wir Bemerkungen über Galeriekataloge, über das Verhältnis von Künstler und Publikum und über Stendhals Geschichte der Malerei in Italien. Wertvoll sind auch die Nekrologe über Ferdinand Dümmler, Jakob Burckhardt, Mich. Bernays, Hermann Grimm, Ernst Heidrich. Daß Wölfflin auch das späte 18. Jahrhundert nahe stand, zeigen uns die Aufsätze über die «*Herzensergießungen*» des «*kunstliebenden Klosterbruders*» Wackenroder und über die «*Charakteristik von Gessners Kunst*». Mehrere Arbeiten befassen sich auch mit Architektur, der ja Wölfflin stets ein besonderes Interesse entgegengebracht hat. Sogar über indische Baukunst äußert er sich da und versteht es, einige sehr wesentliche Eigenschaften sowohl der islamisch-indischen als auch der neubrahmanischen Architektur herauszuarbeiten. Von seltenem Reiz sind die städtebaulichen Ausführungen über das alte Zürich, und der Aufsatz über römische Triumphbögen in Italien verdient wegen seiner Parallelen mit der Renaissancekunst besonderes Interesse. Am gehaltreichsten sind wohl die «*Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur*», in der uns Wölfflin eine Art physiognomischer Deutung von Architektur-Gebilden bringt, wobei er immer wieder das Grundsätzliche und Gesetzmäßige der betreffenden Vorgänge hervorzuheben versucht. Feine Worte findet er über das Verhältnis zwischen Antike und Moderne, und wie richtig ist es, wenn er sich gegen rein materialistische Erklärungen von Architekturformen wendet. Eine ganze Reihe selten anregender Gedanken, z. B. über horizontale und vertikale Gliederungen, sind hier niedergelegt; Gedanken, mit denen die Kunstwissenschaft sich noch erschreckend wenig befaßt hat und die hoffentlich spätere Generationen weiter verfolgen werden. Der Umstand, daß Wölfflin in diesem Buche vielfach in noch problematisches Neuland vorstößt, bringt es vielleicht mit sich, daß sich mitunter auch der Widerspruch regt; aber selbst dort, wo man etwas auszusetzen hat, empfindet man immer wieder von neuem die höchste Achtung und Verehrung diesem wirklich selten universalen Geiste gegenüber. Besondere Anerkennung verdient die sehr umsichtige Redigierung von Prof. Gantner, der in seinen Anmerkungen am Schlusse des Buches eine ganze Fülle höchst wissenschaftlicher Angaben niedergelegt hat.

Samuel Guyer.

¹⁾ 4. Auflage, Schwabe, Basel 1947.

²⁾ Schwabe, Basel 1947.

Festgabe für Frieda Gallati

In aller Stille feierte in ihrer engen, schönen, von wuchtigen Bergen umschlossenen Heimat *Frieda Gallati* ihren *siebzigsten Geburtstag*. Dem Historiker ist ihr Name nicht fremd, denn in einer ansehnlichen Zahl von Arbeiten, welche sich vornehmlich mit dem 17. Jahrhundert befassen, ist ihr Wissen und Können niedergelegt. Die Zuverlässigkeit ihrer Arbeiten und deren Werte lassen Frieda Gallati zu den tüchtigsten Schweizer Historikern zählen. Die Festgabe, durch die Mitarbeit verschiedener Freunde entstanden, stellt eine würdige Ehrung dar¹⁾.

In aufrichtiger Verehrung entbietet *Esther Odermatt* in Versform den Gruß der Freundschaft, während *Hans Nabholz* einen Überblick über das wissenschaftliche Wirken Frieda Gallatis entwirft.

Heinrich Meng versucht, den Aufbau der geschichtlichen Welt zu erfassen und erkennt dabei vier Gegenstandsbereiche: Geschehen, Handeln, Schaffen und Werden, die er seiner speziellen Forschung unterzieht.

Paul Staerkle veröffentlicht zum ersten Mal das älteste in der Stiftsbibliothek St. Gallen liegende Kirchenbuch des Landes Glarus, und, wie aus seinen Untersuchungen hervorgeht, handelt es sich dabei um das älteste Anniversar der Inner-schweiz überhaupt, reicht es doch möglicherweise bis ins 13. Jahrhundert zurück.

Fritz Stucki befaßt sich besonders mit der Freiheit der alten Glarner. Schon 1936 berührte er dieses Gebiet bei der Abfassung seiner Dissertation. Er stellte dabei fest, daß der größte Teil des Glarner Bodens im 14. Jahrhundert nicht im Besitz des Klosters Säkingen stand, sondern Eigentum der freien alteingesessenen Bauern war. Nun geht aber die Meinung über die Herkunft dieser Freien bei den Historikern auseinander. Die einen sehen darin Rodungsfreie, wie Th. Mayer oder Paul Kläui, während andere, wie K. Meyer, an der klassischen Lehre der Kontinuität der mittelalterlichen Gemeinfreiheit festhalten. In seinen Untersuchungen muß Stucki die Theorie der Rodungsfreien für das Glarnerland ablehnen, obwohl auch der direkte Nachweis der Altfreien nicht möglich ist.

Alice Denzler untersucht die Winterthurer Ratsprotokolle in bezug auf den Dreißigjährigen Krieg. Sie erkennt dabei, daß die Stadt wegen dieses Krieges keine wesentlichen Schädigungen davontrug und für ihren Schutz nur wenige Mittel aufwenden mußte.

Ziemlich ausführlich beschäftigt sich *Hans Thürer* mit den Bündnerwirren und deren Einfluß auf Glarus, ohne dabei wesentlich Neues zu bieten, abgesehen vom Kapitulationsentwurf zwischen Glarus und Venedig von 1618, den er in den Hauptpunkten wiederzugeben vermag.

Recht interessant, weil quellenmäßig gut belegt, ist die Arbeit von *Karl Schib* über Schaffhausen und die Mission Bürgermeisters Rudolf Wettstein in Münster und Osnabrück. Sie zeigt, wie tatkräftig Schaffhausen die Eidgenossenschaft und speziell Basel in den schwierigen Unterhandlungen der Exemtionsfragen unterstützt hatte.

Julia Gauss widmet ihre Aufmerksamkeit Basels Kampf für einen Elsaß-Artikel im eidgenössischen Allianzvertrag mit Frankreich von 1663. Es war ein ungleicher, aussichtsloser Kampf, welcher mit der mächtigeren und gewiegeren französischen Diplomatie ausgefochten wurde. Er fand 1663 seinen unrühmlichen Abschluß bei der Bundesratifikation; damals nahm die Eidgenossenschaft die Vorschläge des allmächtigen Frankreichs bedingungslos an.

Das eidgenössische Recht im Glarner konfessionellen Landhandel von 1680/83 wird von *Emil F. J. Müller* untersucht. Es zeigte sich, daß die Streitigkeiten, welche auf konfessioneller Grundlage entbrannt waren, nur durch das noch starke gemeineidgenössische Zusammengehörigkeitsgefühl geschlichtet werden konnten, während für eine solche Entwicklung die Glaubensrichtungen sich schon zu weit voneinander entfernt hatten.

Ein wenig beackertes Gebiet betritt *Fritz Zopfi* mit seinen Untersuchungen über das Eindringen der neuhochdeutschen Schriftsprache in die altglarnerische Kanzleisprache. Dabei wird ersichtlich, daß diese neuhochdeutsche Schriftsprache ziemlich gleichzeitig wie in Zürich, auch in die glarnerische Kanzlei eindringt, und

¹⁾ Festgabe zum siebzigsten Geburtstag von Frieda Gallati. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Glarus. Baeschlin, Glarus 1946.

daß z. B. die Diphthongierung etwa seit 1750 auch in der glarnerischen Dorfkanzlei zur Regel geworden ist.

Dora Fanny Rittmeyer bleibt ihrem Spezialgebiet treu und untersucht die Glarner Silberarbeiten des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. Dabei handelt es sich um solche Stücke, welche im Nachbargebiet, im Sarganserland und im Linthgebiet erhalten blieben. Besonderen Klang besitzen die Familien Elsiner genannt Milt, Heer, Marti, Tschudi und Freuler, in welchen das Goldschmiedehandwerk speziell gepflegt wurde. D. F. Rittmeyer ist es gelungen, eine ganze Anzahl von Arbeiten bestimmten Künstlern zuzuweisen.

Jakob Winteler widmet seine Abhandlung dem Pfarrer Johannes Marti von Glarus 1655—1702. Martis Schriften offenbaren uns seine Gelehrtennatur und lassen uns in ihm einen wackeren Kämpfer für die Festigung des evangelischen Glaubens «weniger nach dem dogmatischen Sinn als in seiner Erhaltung und Stärkung gegenüber der katholischen Konfession» erkennen. Diese Einstellung kann nur verstanden werden, wenn man berücksichtigt, daß Marti in der Zeit zwischen den beiden Villmergerkriegen lebte und auch mitten in der Zeit des konfessionellen Landesteilungsversuches von 1683 aktiv war.

Jacob Gehring sichtet neue Materialien zur glarnerischen Musikgeschichte. Es handelt sich daher nicht um eine geschlossene Abhandlung, sondern lediglich um verschiedene Belege von der frühesten Erwähnung des Laiengesanges über das Neujahrsingen bis zur Hackbrettmusik und zu einem aus den Jahren 1765 und 1767 stammenden zweibändigen Werk eines Organisten Michael Joh. Friedr. Wiedeburg aus Ostfriesland, gefunden in der Bibliothek des «Ritterhauses» zu Bilten.

Als letzter Aufsatz reiht sich jener von *Eduard Vischer* an, betitelt «Von der Scheidung der Geister in der aargauischen Regeneration». Es handelt sich dabei um eine Skizze, welche sich im wesentlichen mit einer der damals aktiven Gestalten, Edward Dorer, befaßt, einem Hauptkämpfer in der aargauischen Klosterkrise.

Hugo Schneider.

Eine indische Dichtung von Hermann Hesse

In «*Siddhartha*» (1922) bezahlt der Dichter eine Dankesschuld an die östliche Sehnsucht, die schon in frühesten Tagen vollendete Bilder vor seine Seele treten ließ. Indische Mythen, die Magie der Buddhastatuen, verzauberten seine Kinderwelt. Unruhig drängt es ihn später, eine Synthese zwischen Christus und Buddha, zwischen dem zerrissenen Abendland und dem unergründlichen Osten zu finden. Die Indienreise 1911 läßt die erträumten Landschaften Wirklichkeit werden. In Gedicht und Novelle, vom Robert Aghion bis zum Indischen Lebenslauf im Glasperlenspiel, öffnet uns der Dichter das Tor zu dieser Provinz seiner Seele.

Der «*Siddhartha*» steht zwischen den eruptiven Werken «*Klingsors letzter Sommer*» und «*Steppenwolf*». Diese indische Dichtung bedeutet die poetische Rechen-schaft einer Menschwerdung, die zur harmonischen Daseinsstufe emporführt. Siddhartha, der junge Sohn eines reichen Brahmanen, entflieht der Vaterwelt und zieht mit Govinda, dem Jugendfreund, fort, durch Versenkung und Askese das Brahman, das Unzerstörbare zu finden. Enttäuscht geht er Gotamo Buddha, dem Erhabenen, entgegen. Demut und gesegnete Künstlerschaft erhellt den beherrschten, innerlich beschwingten Stil des Dichters, der von Gotamo Buddha kündet. «Aber sein Gesicht und sein Schritt, sein still gesenkter Blick, seine still herabhängende Hand, und noch jeder Finger an seiner still herabhängenden Hand sprach Friede, sprach Vollkommenheit, suchte nicht, ahmte nicht nach, atmete sanft in einer unverwelklichen Ruhe, in einem unverwelklichen Licht, einem unantastbaren Frieden.»

Siddhartha weiß, daß dieser Mann heilig ist und daß er noch keinen Menschen liebte wie ihn. Aber er darf nicht bei ihm bleiben wie Govinda, er selbst will ein Erleuchteter werden, den schweren Weg ohne Meister gehen. Er geht in die Welt, in die Stadt der «Kindermenschen», erfährt die hohe Kunst der Erotik in den Armen der schönen Kamala. — Über Nacht aber verläßt er das Haus, die Geliebte, den Reichtum. Er muß seiner Berufung gehorchen und betet das Gebet der Brahmanen, das heilige Om, das die «Vollendung» bedeutet. Voll Todessehnsucht betet er an einem fernen Fluß, dessen Fährmann Vasudeva, der seltsame Heilige, der keine Lehre hat, aber das Lauschen kennt, das große Bereitsein der Seele, ihn aufnimmt.

Siddharthas Menschwerdung geht ihrem Gipfel entgegen, aber die Tragik des Erden-daseins widerfährt auch ihm. Kamala, die seit dem Verschwinden Siddharthas der Welt entflohen ist und als Pilgerin wandert, auf der Suche nach dem Buddha, hat einem Sohne das Leben geschenkt. Mit ihm, der seinem Vater Siddhartha gleicht, kommt sie, müde und zerbrochen, zur Fähre am Fluß. Von einem Schlangenbiß getroffen, stirbt sie in den Armen Siddharthas, in dessen Augen, in dessen gealterten Zügen die Sterbende das Heilige, den Frieden sieht. Ihr Sohn, den Siddhartha erzieht, gibt dem Vater nur Haß und Verachtung, bestiehlt ihn und flieht. Vasudeva rettet den ergrauten Freund, den Todwunden, ins Leben zurück, in den Dienst am Flusse, in den Dienst an hilfsbedürftigen Menschen. Einmal kommt der Tag, da Siddhartha aufhört zu leiden und mitströmt im Flusse des Geschehens, in der Musik des Lebens. Nach dem Tode Vasudevas ist Siddhartha allein, sehr alt, dient den Menschen als Fährmann. Noch einmal widerfährt ihm ein Wunderbares. Govinda, der greise Buddhajünger, kommt an den Fluß, und ohne den Fährmann zu erkennen, spürt er, wie sehr, wie grenzenlos er Gotamo, dem Erhabenen, gleicht. Siddhartha sagt ihm das Geheimnis seiner Lehre, die nichts anderes ist, als jederzeit die *Einheit* zu fühlen. Über allem ist die *Liebe*, die Liebe zur Welt und zu allen ihren Wesen. Jeder Widerspruch ist aufgehoben in dem großen Gleichnis vom Flusse. Govinda erkennt den Freund und sieht in seinem Antlitz alle Gesichter der Welt, einen Fluß von Gesichtern, die ungeheure Kraft und die strömende Gleichzeitigkeit allen Geschehens. Siddhartha lächelt, «dies Lächeln der Gleichzeitigkeit über den tausend Geburten und Toden». Govinda weiß, daß dieses Lächeln das Lächeln Buddhas ist, des Vollendeten.

Diese edle Dichtung zeugt vom Eingehen ins All, vom Verzichten auf Leiden und Handeln, es ist ein Verströmen des gehetzten Europamenschen in die grenzenlose indische Glücksahnung vom ewigen Erlösensein. Der Fluß trägt alle Erscheinungen des Daseins hinweg, die Gesichter der menschlichen Generationen taumeln hinter dem abgründigen Lächeln des Gottgleichen. Doch dieser Eindruck wird dem tiefen Sinn der Dichtung nicht gerecht. Wesentlich in ihr ist nicht das Ziel, sondern der *Weg* zur Selbstversenkung, in der das ewige Fließen als Symbol erlebt wird. Dieser Weg ist der verinnerlichte Kampf gegen die Roheit des Herzens, den Ungeist der Schwere, es ist die Ergriffenheit, das Ringen um die hohen Ideale, deren höchstes die Liebe ist, die Liebe zu aller Kreatur, zu leidenden und glücklichen Wesen. Denn Liebe ist mehr als Askese. Auf jeder Seite dieses meisterlichen Buches geht es um die *Würde des geistigen Menschen*, um die Bejahung des Lebens, des Daseins im Geiste!

In dem zartblauen Einband der Gesamtausgabe hat die Büchergilde *Gutenberg* dieses klassisch geformte Gedicht in Prosa von neuem aufgelegt.

Richard B. Matzig.